

Wolfram Fischer

Wirtschaft und Gesellschaft im Zeitalter der Industrialisierung

Aufsätze – Studien – Vorträge

Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft

Band 1

Vandenhoeck & Ruprecht

≡book

KRITISCHE STUDIEN ZUR GESCHICHTSWISSENSCHAFT

Herausgegeben von
Helmut Berding, Jürgen Kocka,
Hans-Christoph Schröder, Hans-Ulrich Wehler

Band 1
Wolfram Fischer
Wirtschaft und Gesellschaft
im Zeitalter
der Industrialisierung



GÜTTINGEN · VANDENHOECK & RUPRECHT · 1972

Wirtschaft und Gesellschaft im Zeitalter der Industrialisierung

Aufsätze - Studien - Vorträge

VON
WOLFRAM FISCHER



GÜTTINGEN · VANDENHOECK & RUPRECHT · 1972

ISBN 3-525-35951-9

© Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1972. – Printed in Germany.
Ohne ausdrückliche Genehmigung des Verlages ist es nicht gestattet,
das Buch oder Teile daraus auf foto- oder akustomechanischem Wege
zu vervielfältigen. – Satz und Druck: Gulde-Druck, Tübingen. –
Bindarbeit: Hubert & Co., Göttingen

Dem Andenken

**Rudolf Stadelmanns (1902—1949)
aus Anlaß seines 70. Geburtstages
am 23. 4. 1972**

und

**Walther G. Hoffmanns (1903—1971)
aus Anlaß seines 70. Geburtstages
am 8. 2. 1973**

Inhalt

Einleitung	9
I. Zur Problemstellung	15
Ökonomische und soziologische Aspekte der frühen Industrialisierung. Stand und Aufgaben der Forschung	15
Stadien wirtschaftlichen Wachstums. Bemerkungen zu W. W. Rostows gleichnamigem Buch und anderen Beiträgen zur Wachstumsforschung	28
Die Wirtschaftsgeschichte in den Vereinigten Staaten von Amerika. Bemerkungen zu ihrem gegenwärtigen Stand und ihren Entwicklungstendenzen	40
II. Staat und Wirtschaft	60
Das Verhältnis von Staat und Wirtschaft in Deutschland am Beginn der Industrialisierung	60
Planerische Gesichtspunkte bei der Industrialisierung in Baden	75
Staat und Gesellschaft Badens im Vormärz	86
Der Deutsche Zollverein. Fallstudie einer Zollunion	110
Der Deutsche Zollverein, die Europäische Wirtschaftsgemeinschaft und die Freihandelszone	129
Das wirtschafts- und sozialpolitische Ordnungsbild der preußischen Bergrechtsreform 1851—1865	139
Die Stellung der preußischen Bergrechtsreform von 1851—1865 in der Wirtschafts- und Sozialverfassung des 19. Jahrhunderts	148
Die Bedeutung der preußischen Bergrechtsreform (1851—1865) für den industriellen Ausbau des Ruhrgebietes	161
Konjunkturen und Krisen im Ruhrgebiet seit 1840 und die wirtschaftspolitische Willensbildung der Unternehmer	179
Staatsverwaltung und Interessenverbände im Deutschen Reich 1871—1914	194
III. Die soziale Problematik der Industrialisierung	214
Arbeitermemoiren als Quellen für Geschichte und Volkskunde der industriellen Gesellschaft	214
Soziale Spannungen in den Frühstadien der Industrialisierung	224
Soziale Unterschichten im Zeitalter der Frühindustrialisierung	242
Innerbetrieblicher und sozialer Status der frühen Fabrikarbeiterschaft	258

IV. Das deutsche Handwerk im Zeitalter der Industrialisierung . . .	285
Quellen zur Geschichte des deutschen Handwerks	285
Die rechtliche und wirtschaftliche Lage des deutschen Handwerks um 1800	296
Das deutsche Handwerk in den Frühphasen der Industrialisierung	315
Die Rolle des Kleingewerbes im wirtschaftlichen Wachstumsprozeß in Deutschland 1850—1914	338
Das deutsche Handwerk im Strukturwandel des 20. Jahrhunderts	349
 V. Regionale Studien zur Industrialisierung	 358
Ansätze zur Industrialisierung in Baden 1770—1870	358
Handwerk und Industrie im Markgräflerland	392
Die Anfänge der Fabrik von St. Blasien (1809—1848). Ein Beitrag zur Frühgeschichte der Industrialisierung	408
Drei Schweizer Pioniere der Industrie. Johann Conrad Fischer (1773 bis 1854). Johann Caspar Escher (1775—1859). Johann Georg Bod- mer (1786—1864)	428
Karl Mez (1808—1877). Ein badischer Unternehmer im 19. Jahr- hundert	443
„Stadien und Typen“ der Industrialisierung in Deutschland. Zum Problem ihrer regionalen Differenzierung	464
 Verzeichnis der Abkürzungen	 474
Anmerkungen	475
Verzeichnis der ursprünglichen Druckorte	535
Register	537

Einleitung

Die wirtschafts- und sozialgeschichtliche Analyse spielt im deutschen Sprachgebiet trotz eines beachtenswerten Aufschwungs nach dem Zweiten Weltkrieg — und zwar in beiden Teilen Deutschlands, in Österreich und der Schweiz — noch längst nicht die selbstverständliche Rolle innerhalb der Geschichtswissenschaft wie beispielsweise in England oder Frankreich. In einer ihre Tradition überprüfenden, nach neuen Wegen und interdisziplinären Verknüpfungen suchenden historischen Forschung kann sie jedoch als „kritisches Element“ dienen, um Fragestellungen, Methoden und Forschungsziele neu zu bedenken und zu ergänzen. Die hier vorgelegte Aufsatzsammlung möchte dazu beitragen. Es handelt sich um Forschungsergebnisse, die in den letzten zwanzig Jahren entstanden und seit 1955 veröffentlicht worden sind. Alle kreisen sie um das Thema „Wirtschaft und Gesellschaft im Zeitalter der Industrialisierung“.

Mein ursprüngliches Interesse an diesem Themenkreis war sozialgeschichtlich bestimmt. Im Sommersemester 1949 faszinierten mich, den Studenten der Geschichte an der Universität Tübingen, Selbstzeugnisse schwäbischer Pietisten — meist Kleinbürger und Kleinbauern —, auf die ich in großer Zahl in der Universitätsbibliothek Tübingen gestoßen war. Ein Gespräch mit meinem Lehrer Rudolf Stadelmann über die Möglichkeit, sie statt religions- und geistesgeschichtlich mehr sozialhistorisch zu interpretieren, ergab eine überraschende Kongruenz des wissenschaftlichen Interesses: Stadelmann erzählte mir von seinen Forschungen zur Sozial- und Bildungsgeschichte des deutschen Handwerkers, die er im Anschluß an seine „Soziale und Politische Geschichte der Revolution von 1848“ (München 1948) begonnen hatte. Er ermutigte mich, auf diesem Gebiet zu arbeiten. Als er kurz darauf, im August 1949, im Alter von 47 Jahren starb, ließ mich der Gedanke, diese Arbeiten fortzusetzen, nicht mehr los. Nach Abschluß meiner Dissertation 1951 beschäftigte ich mich im Anschluß an die hinterlassenen Papiere Stadelmanns mit der Sozial- und Bildungsgeschichte des deutschen Handwerkers im Zeitalter der Aufklärung und des Vormärz, mit einer sozialen Gruppe also, die von dem Einbruch der Industrialisierung in besonderem Maße betroffen war. Die traditionelle Geschichtsschreibung und Wirtschaftswissenschaft sprach vom Niedergang des Handwerks, von seiner Proletarisierung. Rudolf Stadelmann hatte begonnen, ein sehr viel differenzierteres Bild zu zeichnen. Ich versuchte, seine unvollendeten Forschungen aufzunehmen und nach der wirtschaftsgeschichtlichen Seite zu ergänzen, wozu mir ein wirtschaftswissenschaftliches Zweitstudium nötig erschien. Das Ergebnis waren zwei Studien und eine Quellensammlung zur Geschichte des deutschen Handwerks vor und am Beginn der Industrialisierung¹. Seitdem bin ich immer wieder, meist aus aktuellem Anlaß, auf Fragen der handwerklichen Wirtschaft im Zeichen fortschreitender Industrialisierung

zurückgekommen. Die Ergebnisse dieser Forschungen bilden den Teil IV dieser Sammlung. Er beginnt mit der Einleitung zu meiner Quellensammlung, die einen Bogen bis zur Reformation schlägt, und einem Kapitel über die rechtliche und wirtschaftliche Lage des deutschen Handwerks vor und nach 1800 aus dem Buch über „Die Bildungswelt des deutschen Handwerkers“; die späteren Studien schließen sich chronologisch an und reichen bis an die unmittelbare Gegenwart heran. Methodisch werden sie schärfer in der Fragestellung und quantitativer in der Durchführung; der Historiker mag sie zunehmend „technisch“ und „eng“ finden. Sie spiegeln jedoch einen Entwicklungsprozeß wider, den die Wirtschaftsgeschichte in Deutschland in den letzten beiden Jahrzehnten durchgemacht hat, indem sie wieder stärkeren Anschluß an die Wirtschaftswissenschaften suchte und von ihr wesentliche Anregungen für Problemstellung und Forschungstechnik empfing.

Von den Auswirkungen der Industrialisierung auf eine traditionelle soziale Schicht wandte ich mich seit 1954 der Erforschung des Industrialisierungsprozesses selbst zu. Zunächst auf eine einzelne Region, das Oberrheingebiet, konzentriert, versuchte ich — der Rankeschen Forderung eingedenk, daß der Historiker zeigen solle, „wie es wirklich gewesen ist“ —, neue Quellen zu erschließen und den wirtschaftlichen Prozeß in seinen vielen Verästelungen zu erfassen und im Detail darzustellen. Zahlreiche Probleme drängten sich dabei auf. Zunächst stellte ich, einer alten deutschen Tradition sowohl bei den Historikern wie bei den „Staatswissenschaftlern“ folgend, die Rolle des Staates in den Mittelpunkt. Die Ergebnisse dieser Arbeiten sind großenteils in meiner Habilitationsschrift niedergelegt².

Im Zusammenhang damit sind die ersten drei Beiträge von Teil II dieses Sammelbandes entstanden. Zwei beschränken sich empirisch auf das Großherzogtum Baden, stehen aber in größeren Zusammenhängen. Der eine behandelt im Rahmen von Untersuchungen über den staatlichen Einfluß auf die Raumordnung des 19. Jahrhunderts, die der Ausschuß „Historische Raumforschung“ der Akademie für Raumforschung und Landesplanung 1963 und 1964 veranstaltete, die Frage, ob planerische Gesichtspunkte bei der Industrialisierung Badens eine Rolle gespielt haben³; der andere analysiert die gesellschaftlichen Kräfte im Staatsgefüge des vormärzlichen Baden als Beispiel für das Spannungsverhältnis von „Staat“ und „Gesellschaft“ im deutschen Vormärz, das der „Arbeitskreis für moderne Sozialgeschichte“ 1958/59 zum Thema seiner Arbeitstagungen gemacht hatte⁴.

Die folgenden Beiträge über die Rolle, die die Gründung des Zollvereins für die deutsche Wirtschaft des 19. Jahrhunderts spielte, ergaben sich aus aktuellem wirtschaftspolitischen Anlaß, der Gründung der EWG, die zu einem Vergleich wirtschaftlicher und politischer Integrationsprozesse im 19. und 20. Jahrhundert aufforderte. Der erste der beiden Aufsätze über den Zollverein (II,4), 1960 auf Englisch erschienen, geht auf einen Vortrag im Seminar Professor Meades an der „London School of Economics“ über wirtschaftliche In-

tegrationen im Winter 1952/53 zurück. Er wird hier erstmals in deutscher Übersetzung abgedruckt.

Dem Zusammenhang von Gesetzgebung und wirtschaftlicher Entwicklung auf einem Sondergebiet, dem Ruhrbergbau, sind die drei nächsten Aufsätze gewidmet, die in engem Zusammenhang stehen, jedoch jeweils einen anderen Aspekt in den Mittelpunkt stellen. Es geht um die gesetzliche Befreiung des Ruhrbergbaus von staatlicher Vormundschaft zwischen 1851 und 1865, das dieser Berggesetzgebung zugrundeliegende wirtschafts- und sozialpolitische Ordnungsbild, um ihre spezifische Stellung in der Wirtschafts- und Sozialverfassung des 19. Jahrhunderts und ihre Bedeutung für den industriellen Ausbau des Ruhrgebiets in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Die in der Nachfolge Walter Euckens von der neo-liberalen Schule der Nationalökonomie entwickelten Kategorien für die Erfassung der Wirtschaftsordnung sind hier kritisch verwendet und einem empirischen Test unterzogen worden. Der Aufsatz über die Staatsverwaltung und Interessenverbände im Deutschen Reich — ursprünglich in der Festschrift für Gert von Eynern erschienen — steht schließlich im Rahmen einer lebhaften Debatte um die Rolle der organisierten wirtschaftlichen Interessen im Deutschen Kaiserreich, die in den letzten Jahren im Gefolge von Eckart Kehr und Hans Rosenberg von zahlreichen jüngeren Historikern, teils aus der Schule Fritz Fischers, teils aus der Schule Hans Rosenbergs, geführt worden ist.

Am generellsten aber ist die Frage nach dem Verhältnis von Staat und Wirtschaft in dem einleitenden Beitrag des Teiles II entwickelt, in dem vier Arten staatlichen Einflusses auf die Wirtschaft untersucht werden, seine Rolle als Gesetzgeber, als Administrator, als Unternehmer und als Konsument. Dieser Aufsatz geht auf einen kürzeren, unvollständigen Beitrag zur Konstanzer Konferenz der International Economic Association (1960) zur Frage des Rostowschen Take-Offs zurück⁵.

Diese Konferenz, deren Teilnahme ich einer freundlichen Einladung von Professor Walther G. Hoffmann (Münster) verdankte, brachte in mancher Hinsicht eine Erweiterung meines wissenschaftlichen Horizonts, wenn nicht einen Wendepunkt in meinem wissenschaftlichen Interesse. Einer Diskussion mit Professor Gerschenkron/Harvard über die Rolle des Staates bzw. der Banken in der deutschen Industrialisierung folgte eine Einladung nach Harvard und, durch einen anderen Teilnehmer der Konferenz, Professor David Landes, damals in Berkeley, eine Einladung an die University of California (Berkeley). Das in dem Amerikajahr 1961/62 in der Begegnung mit den vorherrschenden Richtungen der Wirtschaftsgeschichte der USA, einschließlich der „New Economic History“ (sowohl der Gerschenkronschen wie der Kuznetschen Schule) und der „Entrepreneurial History“ des Harvard Centers (Arthur H. Cole, Fritz Redlich, Ralph W. Hidy u. a.) gewonnene Problem- und Methodenbewußtsein hat seinen Niederschlag in allen Arbeiten des folgenden Jahrzehnts gefunden. Eine erste Reflexion über den Stand und die Entwicklungstendenzen der Wirtschaftsgeschichte in den USA erschien 1963 in einer Festnummer der

Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft zum 60. Geburtstag von W. G. Hoffmann. Sie ist in Teil I, 3 abgedruckt⁶. Besprechungen von grundlegenden Werken zur modernen Wirtschaftsgeschichte, insbesondere solcher, die ökonomische und historische Analyse zu vereinigen suchen, folgten. Einige — zu Rostow, Klatt, Gerschenkron und Habakkuk — sind hier in Teil I, 2 wieder abgedruckt.

Nicht minder beschäftigten mich in den folgenden Jahren jedoch weiterhin sozialgeschichtliche Fragestellungen, insbesondere die Konsequenzen der Industrialisierung für die Unterschichten. Das auf die Forschungen zum Handwerk zurückgehende Interesse wurde erweitert und geschärft in der Auseinandersetzung mit den Arbeiten neuerer deutscher Soziologen (Helmut Schelsky, Ralf Dahrendorf, Friedrich Fürstenberg u. a.) und Sozialhistoriker (Otto Brunner, Carl Jantke, Werner Conze, Rudolf Braun). Die Arbeiten in Teil III über die sozialen Spannungen, die Arbeitermemoiren, die sozialen Unterschichten und den innerbetrieblichen und sozialen Status der frühen Fabrikarbeiterschaft sind Ergebnisse dieser Auseinandersetzungen, ebenso wie das Arbeitsbuch „Die Soziale Frage“, das auch die englische Lebensstandarddebatte dem deutschen Leser näherzubringen sucht⁷. Der Aufsatz über die „Sozialen Spannungen in den Frühstadien der Industrialisierung“ ist für diesen Band aus dem Englischen übersetzt und leicht verändert worden.

Die soziologische mit der ökonomischen Problemstellung zu vereinen und beide für die historische Forschung nutzbar zu machen, war schließlich das Bestreben des Vortrages, den ich am Beginn eines Berliner Forschungsschwerpunktes zur Geschichte der Frühindustrialisierung hielt und einer Edition von Berliner Gastvorträgen zu diesem Themenkomplex voranstellte⁸. Er ist als erster Beitrag zu diesem Band wieder abgedruckt.

Der letzte Teil dieser Sammlung enthält schließlich eine Auswahl gelegentlicher Beiträge zur regionalen Industrialisierungsgeschichte, vor allem Badens und des Ruhrgebiets, aber — als letzten — auch einen Vergleich zwischen Sachsen und Rheinland-Westfalen als Versuch einer Typologie regionaler Differenzierung des Industrialisierungsprozesses, der bewußt die Terminologie W. G. Hoffmanns von den „Stadien und Typen der Industrialisierung“ (1931) wieder aufnimmt. Wie die meisten hier abgedruckten Arbeiten, ist auch dieser als Vortrag entstanden und in Form wie Länge auf eine Vortragsstunde abgestellt. Insofern haftet der Mehrzahl etwas Zufälliges an. Außerdem ist das Interesse der Einladenden und des jeweiligen Publikums berücksichtigt — teils waren es Fakultäten, teils Historiker, teils Wirtschafts-, teils Sozialwissenschaftler. Ich hoffe jedoch, daß die Gedankenwelt und Arbeitsweise des Autors das gemeinsame Band bildet und als solches erkennbar bleibt. Bis auf geringe stilistische Verbesserungen und gelegentliche Hinweise auf inzwischen erschienene Literatur sind die Arbeiten in ihrer ursprünglichen Form abgedruckt. Sie auf den neuesten Forschungsstand zu bringen, hätte bedeutet, sich in jedes Thema von neuem einzuarbeiten. Das Ergebnis wäre vermutlich ein völlig anderer Band gewesen.

Die Beiträge sind nicht chronologisch geordnet, sondern nach Themenkreisen. Dem vorwiegend Probleme entwickelnden Teil I folgt der Themenkreis „Staat und Wirtschaft“. An ihn schließen sich die Arbeiten zur sozialen Problematik und zur Handwerkerfrage an. Das Ende bilden regionale Studien, von denen sich einige dem Problemkreis „Unternehmer in der Frühindustrialisierung“ zuordnen lassen, der aber hier nicht gesondert ausgewiesen ist, weil ein allgemeinerer Beitrag zu diesem Thema fehlt.

Dieser Aufsatzband geht zusammen mit zwei Arbeitsbüchern zur „Industriellen Revolution“ am Vorabend eines zweiten längeren Forschungsaufenthaltes in den USA in den Druck. Alle drei Bände bilden einen gewissen Abschluß einer Arbeitsphase, da ich mich in der Zukunft stärker Fragen der Weltwirtschaft und der neueren deutschen und europäischen Wirtschaftsgeschichte zuwenden will.

Den Verlegern der ursprünglich in Büchern, Sammelbänden und ausländischen Zeitschriften erschienenen Beiträge danke ich für die Erlaubnis zum Wiederabdruck; Herrn Dipl. Kaufmann Papendieck und Herrn stud. rer. pol. Siebenbrock für die Anfertigung des Registers.

Der Band ist dem Andenken an zwei Gelehrte gewidmet, die bei aller Verschiedenheit ihrer Denk- und Arbeitsweise der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte in Deutschland nach dem zweiten Weltkrieg wichtige Anstöße gegeben und meine eigene Entwicklung in unterschiedlichen Phasen beeinflußt haben: dem Tübinger Historiker Rudolf Stadelmann (1902—1949), der die Verflechtung sozialer und politischer Kräfte in der neueren deutschen Geschichte zu studieren begann, und dem Münsteraner Wirtschaftswissenschaftler Walther G. Hoffmann (1903—1971), dem Pionier der quantitativ-vergleichenden Wirtschaftsgeschichte.

Berlin, im Juli 1971

Wolfram Fischer

I. ZUR PROBLEMSTELLUNG

Ökonomische und soziologische Aspekte der frühen Industrialisierung

Stand und Aufgaben der Forschung*

Das Phänomen der Industrialisierung als eines der Grundprobleme der modernen Wirtschaft und Gesellschaft zu betrachten, bedarf heute keiner umständlichen Rechtfertigung mehr. Es liegt vor aller Augen, wie immer weitere Teile der Welt in einen Prozeß der Rationalisierung von Wirtschaft und Gesellschaft hineingezogen werden, der mit dem Begriff der Industrialisierung zwar nicht umfassend, doch im Kern richtig bezeichnet ist.

Dieser Industrialisierungsprozeß ist daher auch Gegenstand vielfältiger sozialwissenschaftlicher Analysen, die sich ihm von verschiedenen Ausgangspunkten her nähern. Als marktwirtschaftlicher oder staatlich gelenkter Wachstums- und Strukturwandlungsprozeß, der in einer offenbar typischen Weise verschiedene Stadien durchläuft, ist er seit mehreren Jahrzehnten Gegenstand ökonomischer Forschung, die ihn sowohl empirisch aufzuhellen wie theoretisch zu erklären sucht¹. Seit dem Ersten Weltkrieg befassen sich auch Geographen mit dem Unterschied zwischen alt- und neuindustrialisierten Ländern und der Herausbildung einer industrialisierten Kulturlandschaft, die das Antlitz der Erdoberfläche stärker verändert hat als wohl je ein von Menschenhand ausgelöster Prozeß zuvor².

In den Jahren seit dem Zweiten Weltkrieg haben dann die Soziologen, Sozialanthropologen und Volkskundler immer stärker in die Diskussion um die Industrialisierung eingegriffen — obwohl sich dahinter ja auch für sie schon ein viel älteres, unter dem Begriff des „Kapitalismus“ seit der Mitte des 19. Jahrhunderts diskutiertes Phänomen verbirgt³. Die Veränderung sozialer Verhaltensweisen als Voraussetzung und Folge der Industrialisierung, der Umbau der sozialen Schichtung, der Wandel der Herrschafts- und der Wertordnung: Das alles interessiert den Sozialwissenschaftler nicht nur für die gegenwärtigen Entwicklungsländer, die gerade erst in den Prozeß eintreten, sondern ebenso sehr auch für die westeuropäischen und nordamerikanischen Gebiete, deren Industrialisierung schon seit 150 oder gar 200 Jahren im Gange ist^{3a}.

Dabei kommen sie jedoch nicht ohne die Hilfe des Historikers aus. Oder umgekehrt formuliert: Wenn sie versuchen, ohne seine Hilfe auszukommen, ergibt sich — zumindest in den Augen dessen, der historisches Bewußtsein besitzt — unwillkürlich eine Verkürzung des Problems, wobei manches als „neu“ und „einzigartig“ erscheint, das in Wirklichkeit bereits eine Geschichte von mehreren Menschenaltern hinter sich hat. Der Historiker ist daher aufgerufen, die von Ökonomen, Soziologen und anderen der Gegenwart und Zukunft zugewandten Sozialwissenschaftlern entwickelten Hypothesen, Modelle und Schlüsse kritisch zu überprüfen. Aber nicht um diese Aufgabe geht es hier in erster Linie, sondern zunächst um die entgegengesetzte, die traditionellen Vorstellungen des Historikers von den Aufgaben und Methoden seiner Wissenschaft kritisch unter die Lupe zu nehmen. Mit anderen Worten: Es geht darum, die Geschichtswissenschaft an Hand einiger konkreter Beispiele — nicht abstrakt-methodologisch — den Fragen und Problemen der systematischen Sozialwissenschaften auszusetzen. Zuerst sollen dabei einige Fragen behandelt werden, die der Ökonom an den Historiker stellt, vor allem die nach der empirischen Erforschung des wirtschaftlichen Wachstums; im zweiten Teil werden dann einige Fragen des Soziologen an den Historiker diskutiert werden.

Ökonomische Aspekte

In der gegenwärtigen ökonomischen Forschung spielt der Industrialisierungsbegriff eine untergeordnete Rolle gegenüber dem Wachstumsbegriff. Gesamtwirtschaftliches Wachstum ist begrifflich — und als wirtschaftspolitisches Ziel — der Industrialisierung übergeordnet; diese wird z. B. definiert als eine spezielle Form des Wachstums, die gekennzeichnet ist durch zunehmenden Einsatz von Sachkapital im Verhältnis zum Einsatz der anderen beiden Produktionsfaktoren, Boden und Arbeitskraft⁴. Im Unterschied dazu hat die historische Forschung die Industrialisierung ursprünglich nicht so sehr als wirtschaftliches Wachstum gesehen, sondern eher als Teil oder Auslöser eines Prozesses der Strukturwandlung, und ihren gesamtwirtschaftlichen Effekt hat sie früher keineswegs eindeutig positiv (als Wachstum), sondern eher negativ (als Pauperisierung oder Entfremdung) oder mindestens als ambivalent gewertet. Dabei sind sich die Historiker nicht einig, was unter „Industrialisierung“ zu verstehen sei. Industrialisierung ist einmal verstanden worden als Revolution der Produktionsverhältnisse, als eine Kette wirtschaftlich wirksamer technischer Neuerungen, die in der Schaffung neuer Produktionsverfahren resultieren. Industrialisierung in diesem Zusammenhang ist ein spezifischer Vorgang in der Geschichte von Technik und Gewerbe, ausgelöst von Erfindungen in der britischen Eisen-, Textil- und Maschinenherstellung und fortgesetzt durch die innere Logik von Naturwissenschaft und Technik und deren rationaler Anwendung für die Produktion. Industrialisierung ist zum anderen aber interpretiert worden als der große Komplex von Vorbedingungen und Konsequenzen, der die Revolutionierung der Produktionstechnik umgibt, als Summe zahlreicher tech-

nischer und wirtschaftlicher, aber ebenso zahlreicher sozialer, politischer und geistiger Vorgänge, die insgesamt zu dem geführt haben, was wir die „Moderne Welt“ oder die „Moderne Industriegesellschaft“ nennen. Je nachdem, ob wir den engeren Vorgang meinen, den man „Industrielle Revolution“ im herkömmlichen Sinne nennen könnte, oder den weiteren Komplex, den man meines Erachtens mit „Industrialisierung“ bezeichnen sollte, stellen sich der Forschung sehr verschiedenartige Probleme. Während man den engeren Prozeß in seinem Ablauf sowohl chronologisch wie kausal noch einigermaßen deutlich zu fassen vermag, verlieren sich die Konturen des anderen sehr leicht im Nebel, denn er besteht aus so vielen, in sich wiederum komplexen Interaktionen und Interdependenzen, daß man ihn als Ganzen kaum zureichend beschreiben noch gar erklären kann. Der Theoretiker hilft sich hier mit der Konstruktion eines Modells, in dem er beliebig viele Zusammenhänge außer acht läßt, um sich auf einige wenige beschränken zu können, genauer gesagt, indem er versucht, das vielfältig verflochtene Gewebe der wirklichen Geschichte aufzulösen in eine kleine Gruppe von unabhängigen und abhängigen Variablen, deren Funktionieren mit Hilfe einfacher logischer Schlüsse oder zuverlässiger mathematischer Verfahren ergründet werden kann.

Es ist eine billige Kritik des Historikers, wenn er dieses Verfahren als lebensfremd, die Wirklichkeit vergewaltigend oder reine Spielerei abtut. Denn ihr Ergebnis ist zumindest, daß Fragen schärfer formuliert, daß mögliche Zusammenhänge ermittelt und unwahrscheinliche aufgedeckt werden. So ist, um ein besonders naheliegendes Beispiel zu nennen, die Frage nach der Wirkung der Industrialisierung auf das Handwerk von Historikern, den Quellen folgend, meist vorwiegend, wenn nicht eindeutig negativ beantwortet worden. Die Fabrik nahm dem Handwerker das Brot. So sagen es Tausende von Quellen aus: Klagen von Zünften und einzelnen Handwerkern, Reden von Sozialkritikern, Debatten von Parlamentariern, Schutzmaßnahmen von Regierungen. Auch der Zusammenhang scheint klar: Die Fabrik produzierte billiger und machte den Kleinproduzenten konkurrenzunfähig. Einige wenige Überlegungen genügen jedoch, um hinter diese Quellenaussagen ein Fragezeichen zu setzen, zum Beispiel Überlegungen wie: Worin besteht denn der Effekt des technischen Fortschritts, den die Fabrik mit sich bringt? Lediglich in der billigeren Konkurrenz gegenüber der Handarbeit? Oder nicht vielmehr und zuerst in der Erhöhung der Produktivität der Arbeit, d. h. des Ausstoßes pro Mann und Arbeitsstunde, damit aber entweder in der Verminderung der nötigen Arbeitsleistung oder — und das dürfte im Zeitalter der frühen Industrialisierung wichtiger gewesen sein — in der Erhöhung des Sozialprodukts bei gleichbleibendem Arbeitseinsatz? Und was geschieht mit dem erhöhten Sozialprodukt? Es wird verteilt, wenn auch nicht gleichmäßig oder gerecht, so doch vermutlich nicht ausschließlich zugunsten des Unternehmers, der die neuen Produktionsbedingungen schafft oder kombiniert, sondern so, daß wenigstens indirekt, als Verbraucher der billigeren Produkte oder Nehmer der vermehrten Arbeit, viele Schichten des Volkes, auch die Handwerker, Vorteil davon haben. Daran schließt

sich eine andere, nicht minder wichtige Überlegung: Eine Fabrik deckt ja nicht nur Bedarf, sondern ruft auch Nachfrage hervor, Nachfrage nach Kapital und Arbeit, konkret gesprochen nach Maschinen und Menschen, die sie konstruieren, bauen, instand halten, bedienen können, nach Nebenleistungen, wie Gebäuden, Installationen, Energie, Beleuchtung, nach Absatz, nach Straßen, Wagen und schließlich nach Schulen und Verwaltung usw. Und an all dem soll das Handwerk keinen Anteil gehabt haben? Wenn eine mechanische Weberei den Handwerker verdrängte, so schuf sie doch — abgesehen davon, daß auch sie Weber brauchte — Arbeit für Zimmerleute, Schreiner, Schlosser, Dreher, Maurer, Dachdecker, Installateure usw. Während sie also das eine Handwerk bedrängte, förderte sie viele andere Zweige. Kurzum, indem Industrialisierung das Sozialprodukt vermehrt und wirtschaftliches Wachstum hervorruft, vergrößert sie den „Kuchen“, von dem alle sich herunterschneiden können, und selbst wenn der *Anteil* des einzelnen oder einer bestimmten Gruppe kleiner werden sollte, kann dieser prozentuale Verlust durch absolute Vergrößerung des Sozialprodukts mehr als gutgemacht werden.

Damit kommen wir zurück auf den Begriff, der für die heutige Diskussion von Ökonomen und Historikern über das Phänomen der Industrialisierung von größter Bedeutung ist: Wirtschaftswachstum.

Wirtschaftliches Wachstum ist definiert als reale Vergrößerung des Sozialproduktes insgesamt oder pro Kopf der Bevölkerung⁵. Wie das zu messen ist, braucht uns hier nicht zu interessieren. In unserem Zusammenhang wichtig ist vielmehr die Frage: Hängen Wachstum und Industrialisierung zusammen, und wenn ja, wie? Hier hat sich eine sehr interessante Auseinandersetzung zwischen Ökonomen und Historikern entsponnen, die praktisch auf jeder internationalen Tagung, die beide Gruppen von Wissenschaftlern zusammenführt, wieder aufflammt und für die als beispielhaft die Arbeitstagung der International Economic Association in Konstanz im Jahre 1960 über die Rostowschen Thesen vom „take-off into self-sustained growth“ gelten mag⁶. Der These Rostows liegt die Auffassung zugrunde, daß es heute ein sich selbst erhaltendes Wirtschaftswachstum gebe, einen kumulativen Prozeß, der irgendwann einmal einen Anfang genommen hat⁷. Rostow sieht diesen Anfang, den er mit dem Start eines Flugzeuges vergleicht, in verschiedenen Ländern verschieden, fast immer aber in der Periode, die wir traditionell als die der Industriellen Revolution bzw. des Beginns der Industrialisierung bezeichnen, in England z. B. zwischen 1780 und 1800, in Frankreich zwischen 1830 und 1860, in den USA zwischen 1840 und 1860, in Deutschland zwischen 1850 und 1873, in Japan zwischen 1878 und 1900 und in Rußland zwischen 1890 und 1914. Wichtig daran ist Rostow jedoch nicht die Industrialisierung als technischer Prozeß, sondern die Feststellung, daß es in jeder dieser Volkswirtschaften jeweils einen oder mehrere „leading sectors“ gegeben habe, die den Prozeß ausgelöst und die anderen Sektoren mit sich gerissen haben: in England die Eisen- und Textilindustrie, in Rußland den Staatsbedarf, in Dänemark und Australien die Landwirtschaft. Gegen diese These vom plötzlichen Beginn wirtschaftlichen Wachstums

wie gegen die traditionelle von der Industriellen Revolution als dem auslösenden Vorgang haben mehrere statistisch arbeitende Nationalökonomten Protest erhoben, allen voran der Wegbereiter der empirisch-statistischen Erforschung langfristiger ökonomischer Prozesse, Simon Kuznets. Kuznets hat auf Grund seiner und der Ergebnisse anderer Forscher die für den traditionellen Historiker der Industriellen Revolution schockierende These aufgestellt, die sogenannte Industrielle Revolution sei weder industriell noch revolutionär gewesen, sondern Ergebnis eines langdauernden Kumulierungsprozesses, der viel früher und in ganz anderen Sektoren, z. B. im Außenhandel, im Ausbau der sogenannten Infrastruktur, aber auch in Teilen der Landwirtschaft, sich angebahnt habe⁸.

Es mag sein, daß hier der empirisch arbeitende Ökonom dem ebenfalls empirisch, wenn auch mit anderen Methoden arbeitenden traditionellen Historiker sehr nahekommt. Denn auch der Allgemeinhistoriker, der nicht auf das Phänomen der Industriellen Revolution spezialisiert und von ihm fasziniert ist, neigt gewiß dazu, den im Begriff der Industriellen Revolution als kurz und heftig auftretend definierten qualitativen Wandel im Produktionsprozeß eher als einen Vorgang anzusehen, der sich in der wirtschaftlichen Organisation und den sozialen Verhaltensweisen langfristig vorbereitet, der allmählich, wenn auch zuzeiten stoßweise, fortschreitet und den man nicht auf technologische Veränderungen in zwei oder drei Industriezweigen beschränken kann, sondern den man in seinen Voraussetzungen und Konsequenzen über weite Bereiche und lange Zeiträume beobachten muß. So wie man die Vorgeschichte der Renaissance bis weit ins Mittelalter zurückverfolgt hat, um sie wirklich zu verstehen, so kann man das Phänomen der Industrialisierung mit dem Zeitalter der Entdeckungen, der kopernikanischen Wendung in den Naturwissenschaften, dem Rationalismus Descartes' oder der Durchsetzung eines protestantischen Arbeitsethos in führenden Schichten Nordwesteuropas beginnen lassen⁹.

Was führt nun aber der Nationalökonom an Gründen und Beweisen für die Entthronung der Industriellen Revolution zugunsten eines gesamtwirtschaftlichen, von anderen Sektoren der Wirtschaft mindestens mitgetragenen Wachstums an? Wenn wir die Diskussion vereinfachen — vielleicht über Gebühr —, so schälen sich drei Sektoren heraus, die man als „leading sectors“ oder „strategic industries“ betrachten kann: die Landwirtschaft, der Verkehr und der Außenhandel. Die Argumente für jeden der drei sind ähnlich, aber nicht gleich. Zugunsten der Annahme, daß die Landwirtschaft Träger des wirtschaftlichen Wachstums sei, spricht ihre überragende gesamtwirtschaftliche Position. Selbst in England, wo die Kommerzialisierung der Wirtschaft schon vor der Industriellen Revolution stärker fortgeschritten war als in jedem anderen Land der Erde, waren in der Landwirtschaft um 1800 noch etwa drei Viertel des Kapitals angelegt und mehr als ein Drittel der Beschäftigten tätig; knapp ein Drittel des Volkseinkommens wurde in ihr erarbeitet¹⁰. Selbst kleinere Änderungen in diesem Sektor, wenn sie nur ganz durchschlugen, etwa höhere Investitionen in Gebäuden oder Geräten, Verbesserungen des Bodens durch Dränagen usw., eine Erhöhung der Produktivität — sei es des Weizenertes, sei

es der Milchleistung oder des Schlachtwertes von Vieh — konnten das Sozialprodukt sichtbar erhöhen, während Veränderungen in jedem anderen Sektor der Wirtschaft sehr viel größer sein mußten, sollten sie gesamtwirtschaftlich zu Buche schlagen. Die alte These, daß die landwirtschaftliche Revolution der industriellen in England nicht nur zeitlich voranging, sondern eine notwendige Bedingung für diese war, bekommt durch Schätzungen des Umfangs und der Bedeutung der einzelnen Sektoren der Wirtschaft Englands im 18. Jahrhundert neues Gewicht.

Zugunsten des Verkehrssektors als „leading sector“ spricht dessen Kapitalintensität. Der Ausbau von Chausseen, der Kanal- und Brückenbau und schließlich die Eisenbahnen erforderten einen solch großen Kapitaleinsatz und induzierten ein so beträchtliches Mehr an Beschäftigung (und also an Einkommen) direkt an den Baustellen und indirekt bei den zuliefernden Industrien (besonders bei der Eisenindustrie und dem Baustoffgewerbe), daß hier, wenn irgendwo, sich eine Bestätigung der Rostowschen Hypothese finden läßt, daß der „Take-Off“ mit einem plötzlichen, heftigen Steigen der Nettoinvestitionsrate zu erklären sei. Auch diese These ist allerdings in letzter Zeit nicht unbestritten geblieben, denn die Schätzungen der Wachstumsraten der wichtigsten Industrieländer zeigen keine plötzliche Beschleunigung in der Periode des Kanal- und Eisenbahnbaus, sondern nur einen langsamen, langfristigen Anstieg¹¹.

Selbst die Verlegung des eigentlichen Wachstumsimpulses in den Außenhandel überrascht nicht unbedingt, bedenkt man die älteren Forschungen über den mittelalterlichen Fernhandel, die Bedeutung des Kolonialhandels im Zeitalter des Merkantilismus und die Thesen über den sogenannten Früh- oder Handelskapitalismus, wie sie in Deutschland etwa Werner Sombart vertreten hat. Überraschend ist allenfalls das Ausmaß des Wachstums des englischen und nordamerikanischen Außenhandels, das neuerdings für die Periode der Französischen Revolution und der Napoleonischen Kriege errechnet wurde und das sich später in der Take-Off-Periode anderer Länder, etwa Schwedens, wiederfindet. Kenneth Berrill und Phyllis Deane kommen zu dem Ergebnis, daß der britische Außenhandel — die Rohstoffe und Produkte der Industrien der technologischen Revolution, Baumwolle und Eisen, *nicht* eingerechnet — in den 1780er Jahren um die Hälfte und in den 1790er Jahren nochmals um ein Drittel gewachsen sei, schneller als je in einem Zeitraum zuvor; er habe die Tendenz zur Selbstverstärkung (self-reinforcing) besessen, weil ihm die Möglichkeiten gegeben waren, die Vorteile der Export- mit denen der Importmärkte zu kombinieren und schließlich auch noch aus den Kriegen der Periode direkten und indirekten Gewinn zu ziehen: direkten durch Lieferung von Kriegsmaterial usw., indirekten durch Gewinnung von Überseemärkten¹². Gerade der politische Historiker wird mit Interesse zur Kenntnis nehmen, daß die beiden Ökonomen dabei zu dem Schluß kommen, daß zu dieser Ausweitung des Außenhandels die Macht der britischen Flotte mindestens ebenso beigetragen habe wie der Erfindungsgeist der britischen Industriellen. Die geforderte gesamtwirtschaftliche Wirkung hätte freilich der Außenhandel nicht haben

können, hätte er nicht schon damals für die englische Wirtschaft eine so bedeutende Rolle gespielt. Mindestens 10 % des Volkseinkommens dieser Zeit stammten aus ihm, d. h. eine durchschnittliche jährliche Zuwachsrate von 4,9 % im Außenhandel, wie sie Deane und Cole für die Jahre 1780 bis 1800 schätzen — im Unterschied zu durchschnittlich ca. 0,5 % in der ersten Jahrhunderthälfte —, bedeutete immerhin einen jährlichen Zuwachs von rund 0,5 % für die britische Gesamtwirtschaft. Allerdings wäre auch dieser Zuwachs für sich allein genommen, ohne den induzierten Zuwachs in anderen Wirtschaftssektoren, vom Bevölkerungswachstum, das gleichzeitig knapp 1 % jährlich betrug, noch mehr als wettgemacht worden¹³. Ganz ähnlich argumentiert Douglass North für die Periode der Frühindustrialisierung in den USA. Auch er schreibt dem internationalen und dem interregionalen Handel den entscheidenden Wachstumsimpuls zu¹⁴.

Bleibt damit für die eigentliche Industrielle Revolution bei der Erklärung des Wachstumsphänomens der modernen Volkswirtschaften gar kein Platz mehr? Niemand würde wohl so weit gehen, das zu behaupten. Nach wie vor werden Textil- und Eisenindustrie, auch der Kohlenbergbau und der Maschinenbau als die eigentlich strategischen Industrien innerhalb des Sekundären Sektors der Gesamtwirtschaft betrachtet. Ihr Aufstieg, gemessen an physischer Produktion, Nettoproduktionswert oder Beschäftigten, sticht nach wie vor ab — nicht nur, aber vor allem in England in den entscheidenden Jahrzehnten zwischen 1780 und 1830. Nirgendwo sonst hat es Zuwachsraten gegeben, die mit denen der Baumwollspinnerei vergleichbar wären. Der Nettoproduktionswert in der Baumwollspinnerei versiebenfachte sich von 1770 bis 1805, und ihr Rohstoffverbrauch verfünffzehnfachte sich in der gleichen Zeit¹⁵. Nirgendwo sonst sind technische Fortschritte von dem Ausmaß und den Folgewirkungen erzielt worden wie in der Baumwollspinnerei und bei der Herstellung von Eisen und Stahl und der Konstruktion von Antriebs-, Arbeits- und Werkzeugmaschinen. Gerade weil diese Vorgänge als individuelle historische Ereignisse so hervorstechen, gilt es aber, das Augenmaß für ihre gesamtwirtschaftliche Bedeutung zu bewahren. Wenn die Baumwollindustrie in England 1770 nur 0,4 % des Sozialproduktes erstellte und zusammen mit der Eisenindustrie 1780 höchstens 3 %¹⁶, so heißt das, daß auch ein rapides Ansteigen innerhalb dieser Sektoren *zunächst* keinen durchschlagenden Effekt auf die Gesamtwirtschaft haben konnte. Auch wenn in den letzten beiden Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts sich die Produktion in diesen beiden Industriezweigen zusammen etwa sechsfachte, so konnte dieses partielle Wachstum auf das Gesamtwachstum der britischen Wirtschaft sich noch nicht entscheidend auswirken. Für sich genommen — und die induzierten Effekte wiederum außer acht gelassen — brachten sie in diesen zwei Jahrzehnten nur einen Volkseinkommenszuwachs von 15 % zustande, während die Bevölkerung im gleichen Zeitraum um 20 % wuchs, d. h. mit anderen Worten: Textil- und Eisenindustrie allein hätten in der Periode der Industriellen Revolution das Bruttosozialprodukt pro Kopf der Bevölkerung nicht einmal halten, geschweige denn verbessern können. Erst ab 1805,

als Baumwolle und Eisen für ca. 12 % des britischen Sozialproduktes aufkamen, lassen sich gesamtwirtschaftliche Einkommenseffekte statistisch einigermaßen deutlich ablesen. Unbezweifelbar machen sie sich aber erst seit ca. 1830 geltend, als mit dem Eisenbahnbau sich der Ausstoß besonders der Eisenindustrie stürmisch vermehrte und die Baumwollindustrie weiterhin schnell wuchs.

Diese Warnung vor einer Überschätzung des gesamtwirtschaftlichen Effekts der Industriellen Revolution „in the short run“ besagt nichts gegen die langfristigen Auswirkungen der technologischen Fortschritte in den Schlüsselindustrien auf die Gesamtwirtschaft oder gegen den Demonstrationseffekt, den sie als Pioniere des Fortschritts ausübten. Aber man muß klar zwischen den kurz- und zwischen den langfristigen Folgen unterscheiden, so wie man zwischen einer Betrachtung von einzelnen Regionen, Sektoren, Branchen oder gar Firmen, also einer mikroökonomischen Analyse, und einer Betrachtung der Gesamtwirtschaft, also einer makroökonomischen Analyse, unterscheiden muß, will man die Industrielle Revolution als Problem der Wirtschaftsgeschichte richtig einordnen.

Für die deutschen Wirtschaftshistoriker folgt daraus der Schluß, daß auch sie sich, mehr als es bisher geschehen ist, mit den Thesen und Methoden der nationalökonomischen Wachstumsforscher auseinandersetzen müssen, daß sie ihre bisherigen Ergebnisse kritisch prüfen und ergänzen, daß sie vor allem das Ihre dazu beitragen müssen, das Urmaterial, das gerade für Deutschland nur sehr schwer zu gesamtwirtschaftlichen Größen zusammensetzbar ist, besser nutzbar zu machen, indem sie vor der Quantifizierung ihrer Ergebnisse nicht zurückschrecken, sei es im Bereich einzelner Regionen, wie einer preußischen Provinz, sei es im Bereich dessen, was man mit aller gebotenen Vorsicht eine deutsche Volkswirtschaft vor 1870 nennen könnte.

Denn nur dann können Fragen wie die eben vorgetragenen nach den auslösenden Faktoren und Sektoren des modernen Wirtschaftswachstums auch für Deutschland zureichend beantwortet werden. Die Forderung des Nationalökonomen an den Wirtschaftshistoriker, die wir daraus ableiten können, lautet also: Mehr Präzision in der Fragestellung, genauere Durchdenkung des ökonomischen Wirkungszusammenhangs und mehr Mut zur Zusammenstellung und Analyse von Größenordnungen. Zusammengefaßt: Keine Angst vor Theorie und Statistik¹⁷.

Daß eine solche schärfere Durchdringung des gesamtwirtschaftlichen Mechanismus und seiner Komponenten nicht nur für die Wirtschaftsgeschichte im engeren Sinne von großem Gewinn wäre, sondern auch auf die Sozial- und allgemeine Geschichte weitreichende Auswirkungen haben würde, könnte an einem Problem dargestellt werden, das in der deutschen Geschichtsforschung traditionellerweise eine erhebliche Rolle spielt, der Frage nach der Entstehung der Fabrikarbeiterschaft bzw. der Frage nach der Natur des Pauperismus. Erst wenn wir wissen, ob in Deutschland in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gesamtwirtschaftliches Wachstum stattgefunden hat oder nicht, in welcher Höhe die Zuwachsraten positiv oder negativ gelegen haben mögen, ob dieses Wachstum regional oder sektoral beschränkt gewesen ist und wie sich gleichzeitig dazu

die Bevölkerungsbewegungen verhielten, werden wir sagen können, ob es sich dabei um ein genuin ökonomisches Problem handelte, nämlich um das der Verarmung, ob diese Verarmung eine volkswirtschaftliche gewesen ist, weil die Bevölkerung schneller wuchs als das Sozialprodukt, oder ob sie nur einzelne Schichten oder Regionen betraf, weil wirtschaftliche und soziale Strukturwandlungen vor sich gingen, die die einen bevorzugten und die anderen benachteiligten, oder ob es sich schließlich bei der Diskussion des Pauperismus eher um ein geistes- und sozialgeschichtliches Phänomen handelte, um ein Erwachen des sozialen Verantwortungsbewußtseins, um eine Höherbewertung des Menschen auch der unteren Schichten, um ein Aufmerksamwerden auf längst vorhandene Tatsachen, die zuvor nur nicht gesehen worden waren¹⁸.

Soziologische Aspekte

Damit aber befinden wir uns mitten in der sozialgeschichtlichen Problematik der Industrialisierung. Mit ihr ist der Historiker in Deutschland gewöhnlich besser vertraut als mit der wirtschaftsgeschichtlichen; aber auch sie steckt noch voller ungelöster Fragen, vor allem, wenn man sie nicht nur mit den Augen des Historikers betrachtet, sondern sich zugleich der Brille des Soziologen bedient. Denn ähnlich wie der Ökonom bei der Erforschung der Industrialisierung mit bestimmten Fragen, ja Forderungen an den Historiker herantritt, so tut es auch der Soziologe, und auch sein Interesse dürfte vorwiegend von den aktuellen Auswirkungen des universalgeschichtlichen Vorganges motiviert sein. Auch seine Fragen beziehen sich vornehmlich auf den Stellenwert, den das historische Ereignis „Industrielle Revolution“ im gesamtgesellschaftlichen Wandel der letzten zweihundert Jahre besitzt; sie beziehen sich auf die Funktion der Industriellen Revolution als Auslöser oder Katalysator oder auch nur als Symbol dieses Wandels. Sozialer Wandel zeichnet sich als Veränderung zunächst im Wertsystem der Gesellschaft, ihrer normativen Sphäre, ab, dann in den gesellschaftlichen Verhaltensformen und schließlich in der sozialen Struktur, dem vertikalen und horizontalen Aufbau der Gesellschaft. Der Soziologe will nun vom Historiker wissen, welchen Einfluß der konkrete Industrialisierungsvorgang auf diese langfristigen Veränderungen hat und ob es bestimmte soziale Vorbedingungen gibt, die erfüllt sein müssen, ehe er in Gang kommt. Muß beispielsweise eine gesellschaftliche Schicht von Unternehmern vorhanden sein und ein Wertsystem, das unternehmerisches Handeln belohnt? Muß eine „Reservearmee“ von Un- und Unterbeschäftigten, eine soziale Unterschicht, bestehen, aus der sich die Arbeiter der Fabriken rekrutieren? Muß der Staat ein Rahmenwerk geschaffen haben mit einer unbestechlichen, der Sache dienenden Beamtenschaft? Sind wirtschaftliche Institutionen und Organisationen Vorbedingung, die den Kapitaleinsatz in die strategischen Industrien lenken oder den Preismechanismus der Marktwirtschaft in Gang bringen oder halten? Solche und Dutzende ähnlicher Fragen stellen sich, wenn man den Industrialisierungsprozeß im gesamtgesellschaftlichen Zusammenhang betrachtet.

Wir wollen wieder einige wenige herausgreifen und diskutieren. Da die Veränderungen im gesellschaftlichen Wertsystem und in den Verhaltensweisen der Menschen seit Max Weber relativ ausführlich behandelt worden sind¹⁹, wollen wir uns besonders dem dritten Komplex zuwenden, dem sozialen Strukturwandel im Industrialisierungsprozeß.

Zunächst kann der Historiker mit Recht ablehnen, allgemeine Aussagen über notwendige Vorbedingungen oder Folgen zu machen. Wir können, ja müssen uns darauf beschränken, aus der bisherigen historischen Erfahrung typische Fälle herauszugreifen bzw. zu versuchen, einen im Zusammenhang überschaubaren Vorgang, z. B. die Industrialisierung West- und Westmitteleuropas, als Ganzes zu begreifen. Für diesen Raum steht fest, daß die gesellschaftliche Schichtung durch die Industrialisierung tiefgreifend verändert worden ist. Ganz offensichtlich sind neue Schichten entstanden, ältere geschrumpft, ihre gegenseitige Zuordnung hat sich verändert, ihr Selbstverständnis und das Prestige, das sie bei anderen genießen, hat sich gewandelt. Karl Marx und andere Soziologen der industriellen Frühzeit haben diese Veränderungen gesehen und zu beschreiben, vor allem aber auch vorauszusagen versucht. Und die erste Frage, die sich wohl unwillkürlich stellt, ist die: Haben sie recht behalten, hat vor allem Karl Marx recht behalten mit seiner Voraussage einer immer tiefer werdenden Klassenspaltung zwischen zwei allein übrigbleibenden Schichten, der Bourgeoisie und dem Proletariat? Es ist heute unbestritten, daß diese Voraussage zumindest sehr simplifiziert war, und bei den meisten Soziologen besteht Einverständnis, daß sie auf lange Sicht nicht zutrifft. Manche versuchen, den Kern der Lehre zu retten, wenn sie, wie etwa Dahrendorf, Marxens Aussagen nur auf die Herrschaftsstruktur, nicht aber auf die Schichtung beziehen²⁰. Dann ergibt sich mindestens scheinbar der Ausweg, sie für das eine, das Herrschaftssystem, gelten zu lassen, die Differenzierung der Schichtung jedoch anzuerkennen, denn diese ist nun einmal nicht abzuleugnen. Andere Soziologen, etwa Theodor Geiger und Hans Freyer, neigen dazu, Marxens Aussage für seine eigene Zeit gelten zu lassen, für das späte 19. Jahrhundert und das 20. Jahrhundert allerdings nicht. Sie konstruieren daher einen Umschwung im Trend der sozialen Entwicklung, so daß die Phase der Frühindustrialisierung zu einer Zwei-Klassen-Schichtung hientendierte, die Phase der Hochindustrialisierung, in Deutschland etwa seit 1890, jedoch von ihr weg²¹. Wieder andere sehen die langfristige Entwicklung (ungeachtet, ob nun Marxens Thesen für die Frühzeit zutreffen oder nicht) eindeutig in der Vereinheitlichung der Sozialstruktur, in der Annäherung der Klassen zu einer mittleren Schicht, in der Verbürgerlichung auch des Arbeiters²². Dafür gibt es in der Tat zahlreiche Symptome in der Gegenwart. Als Beweis könnte man auch das Selbstverständnis der Menschen besonders in den angelsächsischen Ländern ansehen, in denen sich 80 bis 90 % aller Befragten als Angehörige der Mittelklassen bezeichnen und nur jeweils 5—10 % als Ober- oder Unterschicht²³.

Aber nicht nur für die Gegenwart läßt sich diese Tendenz feststellen. Ich glaube, der Nachweis ist möglich, daß diese „Verbürgerlichung“ den Emanzipationsbestrebungen der Arbeiterbewegung von Anfang an entsprochen hat.

Er ist neuerdings für Deutschland etwa durch die Forschungen von Frolinde Balser und Wolfgang Schieder über die Anfänge der deutschen Arbeiterbewegung erbracht worden²⁴. Aber auch damit ist das Wesentliche noch nicht erfaßt. Entscheidend scheint mir vielmehr zu sein, daß die soziale Bewegung der Moderne beides in sich schließt: Vereinheitlichung und Differenzierung. In einem echt dialektischen Vorgang entstehen und unterscheiden sich einerseits immer neue Schichten, insgesamt aber wird der Unterschied zwischen ihnen geringer, und statt schichtenspezifischer bilden sich gesamtgesellschaftlich-gemeinsame Verhaltensnormen und Werteskalen heraus. Die besonderen Ehrenkodices des Adels, des Offizierkorps, der Beamtschaft, der Akademiker, Kaufleute oder Arbeiter verblassen; sie streifen das ihnen Besondere mehr und mehr ab und vereinen sich auf einer allen oder fast allen zugänglichen mittleren Ebene. Gleichzeitig aber bilden sich, bedingt durch die zunehmende Spezialisierung und Teilung der Arbeit, immer neue spezielle Funktionen heraus, die auch zur Gruppenbildung führen, besonders deutlich in der Arbeitswelt, in der immer neue Berufsgruppen erfunden werden. Die Zahl der wesentlichen Lehrberufe, um nur ein Beispiel zu nennen, ist von ein paar Dutzend auf mehrere hundert gestiegen und wird erst in jüngster Zeit durch geplante Maßnahmen reduziert²⁵.

Dem Historiker kommt es zu, solche allgemeinen Phänomene räumlich und zeitlich genauer zu beobachten. Sein von soziologischer Denkweise geschärft Auge sollte in der Lage sein, interessante Umschichtungsvorgänge zu erkennen und feindifferenzierte Strukturen zu entdecken, wo man früher nur sehr schematische Gebilde erkannte. Wir wissen längst, daß es in Alteuropa mehr und feinere soziale Schichtungsphänomene gab als die drei Stände, von denen die ältere Ständetheorie gesprochen hat. Ebenso wissen wir, daß das 19. Jahrhundert eine viel kompliziertere Sozialstruktur besaß, als es die Zwei-Klassen-Theorie von Marx oder die Rede Riehls von den Ständen der Beharrung und denen der Bewegung oder die geläufige Unterscheidung von Standes- und Klassengesellschaft vermuten lassen. Der Wirtschafts- und Sozialhistoriker sieht heute Ober- wie Mittel- wie Unterschichten in sich vielfach gegliedert, und er versucht, Methoden zu entwickeln, wie man diese Unterschiede nicht nur beschreiben, sondern auch messen kann. Beschreiben kann man sie schon anhand der Selbstzeugnisse der Zeitgenossen, die jene feinen sozialen Unterschiede sehr wohl empfanden — nicht nur in den oberen Schichten, beim Adel etwa, sondern ebenso, wenn auch vielleicht weniger raffiniert und reflektiert, innerhalb der Fabrikarbeitschaft. Man muß nur die Memoiren früher Fabrikarbeiter aufmerksam lesen, und man wird Abgrenzungen solcher Art auf Schritt und Tritt finden, nicht nur die bekannten zwischen gelernten und ungelernten Kräften, sondern auch solche nach Herkunft, Nationalität, Sprache, Konfession und Bildung, vor allem aber nach Arbeitsfunktion, Leistung und Einkommen²⁶. Beschreiben kann man sie auf Grund der Funktionsunterschiede, die in der frühindustriellen Fabrik in vielfacher Abstufung bestanden. Sie sind uns in zwar nicht zahlreichen, aber doch sehr aufschlußreichen Fällen aus den Quellen bekannt²⁷. Übergänge vom handwerklichen, heimindustriellen oder manufakturel-

len zum eigentlichen Fabrikbetrieb, Umstrukturierungen, die durch technische oder organisatorische Neuerungen in einzelnen Industriezweigen bedingt sind, lassen sich finden und erklären. Messen können wir die Feinschichtung vorläufig fast nur an den Lohnskalen oder mit Hilfe zeitgenössischer Versuche einzelner Wirtschafts- und Sozialstatistiker, wie Dietericis für Preußen, oder der schichtenspezifischen Unterschiede im Aufwand für die Lebenshaltung²⁸. Dabei zeigt sich schon für die frühindustrielle Welt deutlich, daß z. B. die oberen Arbeitergruppen weit in den unteren Mittelstand hineinreichen, daß sie gleich oder besser gestellt sein können als Meister und kleinere kaufmännische Angestellte oder als untere Beamte und Volksschullehrer. Die Verzahnung des „Bürgertums“ mit dem „Proletariat“ ist deutlich erkennbar, ebenso wie die des „gebildeten Bürgerstandes“ mit den alten Oberschichten, z. B. dem Adel. Messen können wir auch bis zu einem gewissen Grade die kollektive Auf- und Abwertung, zumindest das zahlenmäßige Wachsen und Schrumpfen ganzer Berufsgruppen und sozialer Schichten, z. B. die Umschichtungen innerhalb des Handwerks, das Heraufkommen der tertiären Berufsgruppen, der Dienstleistungsberufe sowohl innerhalb des Produktionssektors wie in Handel, Verkehr, Kreditwesen, den öffentlichen Verwaltungen und freien Berufen. So wie die ältere Neuzeit als wichtiges Phänomen sozialer Bewegung die Entstehung des in sich vielfach gestuften weltlichen und geistlichen Beamtenstandes kennt — eine Bewegung, die sich im Zeitalter der Industrialisierung fortsetzt und beschleunigt —, so kennt dieses Zeitalter nun die Entstehung einer „Industriebürokratie“. Sie besteht zumindest aus zwei in sich sehr verschiedenen Gruppen, dem kaufmännischen Angestellten und dem Ingenieur und Techniker. In sich sind beide jedoch wieder vielfältig gegliedert²⁹. Das Zeitalter der Industrialisierung bringt auch die Ausbreitung und Aufwertung des Arztes und des Lehrers vom Chirurgen, Bader und Schulmeister zum sogenannten Vollakademiker. Es bringt die sich schon lange vorbereitende soziale Heraushebung der Unternehmer als einer ihrer Funktionen, wenn auch selten dem Prestige nach führenden sozialen Schicht, es bringt dann auch die vielfache Differenzierung dieser Schicht, die mit den Schablonen von der Entstehung des Managers oder dem idealtypischen Unterschied von „Herr im Hause“ und dem „Mitbestimmer“ nur ungenügend umschrieben ist. Es bringt schließlich eine enorme Umwandlung des Offiziers — in Preußen-Deutschland vom junkerhaften Typ zum Quasi-Akademiker oder Manager und Techniker in Uniform³⁰.

Das alles sind Erscheinungen, die in eine Sozialgeschichte der Industrialisierung hineingehören. Sie müssen über die Andeutungen, die ich hier geben konnte, hinaus erforscht, beschrieben, erläutert, ja erklärt und gemessen werden. Daß der gesamt-gesellschaftliche Zusammenhang über dem einzelnen Phänomen nicht verlorengeht, darüber wacht das kritische Auge des Soziologen, der die Bemühungen des Historikers mit unmittelbarem Interesse verfolgt und dessen Anregungen, Mahnungen und Kritik sich der Historiker nicht verschließen sollte, sowenig er auch Anlaß hat, sich rein formalisierenden und schematisie-

renden Gedankengängen zu beugen, wie sie hier und da noch unter dem Titel „Soziologie“ angeboten werden.

*

Damit ist der Kreis möglicher oder notwendiger Aufgaben keineswegs erschöpft. Ich habe versucht, einige Probleme der Industrialisierung, die in das Arbeitsgebiet des Wirtschafts- und Sozialhistorikers fallen, herauszugreifen und mit den Fragen der systematischen Wissenschaften, in deren Ressort sie ebenfalls gehören, zu konfrontieren. Ich ließ mich dabei leiten von dem Wunsch, die Historie gegenüber diesen manchmal unbequemen, mitunter auch unzuständigen, öfters aber fördernden und jedenfalls aufreizenden Fragen offenzuhalten, so wie es umgekehrt mein Wunsch ist, in meiner Arbeit bei den Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlern dahin zu wirken, daß die historische Dimension, die jedem menschlichen Tätigkeitsbereich, auch dem wirtschaftlichen und sozialen, innewohnt, nicht vergessen oder nur oberflächlich angeklebt wird. In dieser Vermittlung zwischen den Fächern sehe ich den eigentlichen Reiz, den die Wirtschafts- und Sozialgeschichte heute ausüben kann. Als ein Arbeitsgebiet, das in mehrere methodisch und inhaltlich fest fundierte Wissenschaften hineinreicht, kann sie nicht für sich in Anspruch nehmen, einen eigenen Gegenstand oder eine eigene Methode zu monopolisieren. Sie bemüht sich vielmehr, solche Monopole aufzubrechen und die Methodenkonkurrenz für den Fortschritt der Wissenschaften fruchtbar zu machen. Am Beispiel der Industrialisierung, die ein zentrales Thema der Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Neuzeit ist, habe ich versucht darzustellen, wo die Möglichkeit zu einer solchen Konkurrenz besteht und in welcher Weise man sie benutzen kann. Die folgenden Arbeiten dieses Bandes sind fast alle der gleichen Aufgabe verpflichtet und sollen einen Eindruck davon geben, in welchem Bereich solche Forschungen heute vorangetrieben werden können und müssen.

Stadien wirtschaftlichen Wachstums¹

Bemerkungen zu W. W. Rostows gleichnamigem Buch und anderen Beiträgen zur Wachstumsforschung

A. Dieses Erfolgsbuch — es ist seit seinem Erscheinen in England 1960 in 11 Sprachen übersetzt und in Englisch binnen eines Jahres viermal nachgedruckt worden — ist nicht leicht einer fachwissenschaftlichen Kritik zu unterwerfen. Obwohl das Buch eines Wirtschaftshistorikers, will es doch, wenngleich nicht ebenso entschieden wie sein Vorgänger, der „Process of Economic Growth“, einen Beitrag auch zur Wirtschaftstheorie geben und außerdem Lösungsmöglichkeiten für den heutigen Konflikt zwischen der westlichen und der kommunistischen Welt andeuten. Sein anspruchsvoller Untertitel kennzeichnet die Absicht des Verfassers gut: es geht ihm um nicht weniger als um eine Deutung der Weltgeschichte der letzten Jahrhunderte und um die Grundlegung für politische Entscheidungen aus dieser Deutung heraus. Eine Würdigung des Buches wird daher die drei Ebenen zu unterscheiden haben, auf denen es sich bewegt, auch wenn sie beim Verfasser durcheinanderfließen, und sie wird darlegen müssen, wie sie gedanklich miteinander verknüpft sind.

I.

Schon auf der Ebene wirtschaftsgeschichtlicher Analyse und Deutung zeichnet sich Rostows Studie durch die Weite seines Horizontes aus, durch den Mut, die wirtschaftliche Entwicklung der ganzen bewohnten Erde, wenn auch konzentriert auf die wichtigsten Länder, in die Betrachtung einzubeziehen. England, Frankreich, die USA, Deutschland, Schweden, Japan, Rußland, Kanada und Australien, China und Indien, aber auch die Türkei, Mexiko oder Argentinien werden als Beispiele herangezogen, die wichtigsten Daten ihres wirtschaftlichen Wachstums miteinander verglichen. Dieser Vergleich ergibt für den Verfasser, daß alle Nationen durch die gleiche Anzahl von Wachstumsstadien gegangen oder zu gehen im Begriffe sind: vom Zustand einer traditionellen Gesellschaft (1. Stadium), deren Wertsystem durch einen „langfristig wirksamen Fatalismus“ bestimmt war, fanden sie den Weg zum wirtschaftlichen Aufstieg, indem sie zunächst eine Reihe von Vorbedingungen legten (2. Stadium), d. h. vor allem einen gesellschaftlichen Rahmen schufen und ein Wertsystem begründeten, in dem wirtschaftliches Wachstum als ein ständiger Prozeß Möglichkeit und Sinn hat. Hierher gehören die Schaffung eines wirksamen Staatsapparates mit einem nichtkorrupten Beamtentum, die Herausbildung einer Unternehmerschicht und die Aneignung technischer und naturwissenschaftlicher Kenntnisse. Darauf folgt das dritte und entscheidende Stadium, dem Rostow den zugkräftigen Namen des „take-off“ gegeben hat, die amerikanische Bezeichnung für den Start eines

Flugzeugs, der inzwischen, wenn nicht zum Schlagwort, so doch zu einem festen Begriff in der angelsächsischen ökonomischen Terminologie geworden ist. (Die deutsche Übersetzung Elisabeth Müllers gibt ihn sehr viel vorsichtiger und allgemeiner, aber auch unprägnanter als „wirtschaftlichen Aufstieg“ wieder.)

Die Periode des „take-off“ ist für Rostow dadurch gekennzeichnet, daß in ihr der „Anteil der effektiven Investitionen und der Ersparnisse von sagen wir 5 % des Volkseinkommens auf 10 % oder mehr steigen“, also durch eine rein quantitative Bestimmung, die sich allerdings vor anderen auszeichnet, weil sie sich nicht auf einen Sektor der Wirtschaft, etwa die Industrieproduktion, beschränkt, sondern den Stand der gesamten Wirtschaft mißt. Wie kommt diese Steigerung der Investitionsquote zustande? „Während des Aufstiegs breiten sich sehr schnell neue Industrien aus, die Gewinne erwirtschaften, von denen wieder ein großer Teil in neue Fabriken investiert wird. Und diese neuen Industrien führen ihrerseits durch die schnellwachsende Nachfrage nach neuen Arbeitskräften und den Dienstleistungen, die sie benötigen, und nach anderen industriellen Fertigwaren zu einer weiteren Ausdehnung in städtische Bezirke und zum Aufbau anderer Industrien . . . Wie in der Industrie werden neue Techniken in der Landwirtschaft eingeführt, während die Landwirtschaft kommerzialisiert wird, und eine wachsende Anzahl von Bauern ist bereit, die neuen Methoden anzuwenden und auch tiefe Veränderungen in ihrem Lebensstil zu akzeptieren.“ Rostow beschränkt den „take-off“ auf die kurze Periode von 2—3 Jahrzehnten in jedem Land, für England auf die zwei Jahrzehnte nach 1783, für Frankreich und die Vereinigten Staaten auf die Jahrzehnte nach 1860, für Deutschland auf das 3. Viertel, für Japan auf das letzte Viertel des 19. Jhs., für Rußland und Kanada auf die drei Jahrzehnte vor 1914, für Indien und China auf die Gegenwart seit 1950.

Auf den Absprung in das wirtschaftliche Wachstum folgt als viertes Stadium der „drive to maturity“, für den Rostow wiederum genaue Zeiträume im Auge hat, nämlich ungefähr 40 Jahre (oder 60 Jahre seit dem Beginn des „take-off“). Die Kennzeichen des „take-off“, vor allem eine hohe Investitionsrate, institutionalisieren sich in dieser Periode, der Kapitalstock wächst nach der Arithmetik des Zinseszinses, und die Gesellschaft absorbiert als Ganzes die technische Umwelt. Ist die Reife erreicht, so tritt eine Volkswirtschaft in das 5. Stadium, das des Massenkonsums, ein, in dem das Realeinkommen pro Kopf so gestiegen ist, daß „eine große Anzahl Menschen sich mehr als nur die elementaren Nahrungsmittel, Unterkunft und Kleidung leisten“ kann. Es ist heute in den Vereinigten Staaten, Kanada und Australien, den führenden Ländern Westeuropas, Schweden und Japan erreicht, und die USA und Schweden drängen als die ersten Länder schon wieder darüber hinaus in ein neues, noch unbekanntes Stadium jenseits des Massenkonsums, in dem die Gesellschaft frei ist zu entscheiden, welches Ziel sie anstreben will, einen Wohlfahrtsstaat für alle oder den Luxus vieler Kinder, den Ausbau reicher Vororte oder die Fahrt zum Mond.

Obwohl diese deskriptiven Teile des Buches sicher seine besten sind, fordern doch schon sie zu erheblicher Kritik heraus. Solange man Rostows Stadien sehr

vage auffaßt, mag man ihnen durchaus zustimmen. Daß es so etwas wie eine Aufeinanderfolge von traditioneller Gesellschaft und verschiedenen Perioden der Industriegesellschaft gibt, ist sicher richtig. Sobald man aber an die konkreten Daten und Zahlen kommt, setzen die Zweifel ein. Die Sachkenner fast aller von Rostow behandelten Länder sind zu dem Ergebnis gekommen, daß sich z. B. eine Periode des „take-off“, wie sie Rostow definiert, in ihrem Lande nicht sinnvoll aus dem Entwicklungsprozeß ausscheiden läßt². Schon die genaue Datierung, vor allem die Beschränkung auf zwei Jahrzehnte, ist in keinem Land der Erde möglich, am ehesten noch in solchen, die wie Japan oder China sprunghaft in den Industrialisierungsprozeß eingetreten sind. Aber für England, Frankreich, Deutschland oder die USA ist eine take-off-Periode, die sich entscheidend von der der „preconditions“ abhebt, nicht mit der Exaktheit nachzuweisen, die Rostows Stadienlehre verlangt, und das nicht nur, weil für so frühe Perioden der wirtschaftlichen Entwicklung meist die statistischen Daten noch fehlen, vor allem die gesamtwirtschaftlichen, sondern auch weil sich Rostows Kriterium der sprunghaften Steigerung der Investitionsquote nicht finden läßt. Man wird daher einen sehr viel längeren Zeitraum des Übergangs annehmen müssen, in dem sich die Herstellung der Vorbedingungen, das starke und kontinuierliche Wachstum einzelner strategischer Sektoren und das Verharren in traditionellen Formen von ganzen großen Teilen der Volkswirtschaft überschneiden. Der „take-off“ im Rostowschen Sinne wird somit aus einer deskriptiven Kategorie zu einer analytischen, aus der Bezeichnung einer in der Geschichte tatsächlich zu findenden Periode zu einem gedanklichen Modell, mit Hilfe dessen verstreute Erscheinungen der wirklichen Welt interpretiert werden können; er nähert sich damit dem Max Weberschen Idealtypus, auf den freilich nirgends Bezug genommen ist.

Damit erhebt sich aber die Frage nach dem theoretischen Charakter von Rostows Buch, nach dem Anspruch, den er selbst stellt: „Diese Stadien sind nicht nur deskriptiv. Sie haben eine innere Logik und Kontinuität. Sie haben ein analytisches Gerüst, das in einer dynamischen Theorie der Produktion verankert ist.“ Rostow selbst glaubt, eine solche Theorie in einem früheren Buch entwickelt zu haben³. Es ist hier nicht der Ort, näher darauf einzugehen. Nur soweit sie mit der Stadienlehre von Rostow im Zusammenhang steht, kann sie hier betrachtet werden. In der Tat ist beiden gemeinsam, daß sie versuchen, von der Geschichte her einen Beitrag zur ökonomischen Theorie zu leisten. Während aber im „process“ ein Wirtschaftshistoriker versucht, sich selbst jene analytischen Werkzeuge zurechtzubauen, die er glaubt, für die historische Interpretation verwenden zu können, sinnvoller verwenden zu können als die der reinen ökonomischen Theoretiker, bilden die „Stadien“ so etwas wie das Produkt aus diesen Bemühungen und der Anwendung der gefundenen Kategorien auf den konkreten Geschichtsprozeß. Die Stadien sind also Rostows Ansicht nach zugleich analytische Kategorien, mit deren Hilfe logische Schlüsse gezogen werden sollen, und das Konzentrat der geschichtlichen Beobachtung selbst. Ist diese Doppelfunktion aber möglich? Kann eine historische Erkenntnis zugleich den